

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Vom Volkslied
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— es ist unmöglich, von der Gedankenfülle jedes Kapitels auch nur einen Löffel voll hier zu reichen — ehrt Korrodi nochmals eine alte Dichtung, die jeder neuen spotten wird. Und wieder nach einer geistvollen Vergleichung des alten mit dem modernen Tell, dem Soldaten an der March und seinem Gewissensmonolog, kommt Korrodi auf die Forderung, der neue Dichter müsse den Stauffacher dichten, den Staatsbildner; das neue Gedicht müsse eine Staatsdichtung sein. Und dieser Poet heiße dann der neue Tell. „Ich tunke die Feder tief ein, um ihn zu ehren!“

Ein ganz feines Kapitel folgt: Albert Steffen. Ich glaube fest, was hier von dem wunderbar reichen und warmen Bernerdichter gesagt wird, bleibt für lange das Beste und Maßgebende. So eigen sinnige Wege dieser Steffen geht, es heißt mit Recht von ihm, daß er die Weltverantwortung in seine Dichtung bringt, „unser Ich, unser Wir, das wir erst suchen müssen, das Gewissen dieser Zeit“. Ins Innerste des schwierigen Schriftstellers vordringend, erspart ihm Korrodi doch keineswegs eine vornehme und an den Kern greifende Kritik. Aber überraschend wahr und tapfer klingt sie im Gedanken aus: „daß der Vorfühler Lavater in Dir den Dichter gefunden hat, den wir nicht verlieren dürfen.“

* * *

Schweizerische Literaturbriefe! Der

Titel und noch mehr das starke Temperament des Autors verspricht, daß diese Aufsätze nur der Anfang einer Korrespondenz sein werden, die von nun an die Schweizerische Literatur und mit ihr die deutsche überhaupt bald ein bißchen mit dem Genie des Teufels — Verzeihung, wir Schriftsteller sehen in jedem Tadel gleich zu Recht oder Unrecht seine Hörner — aber weit mehr noch mit dem Genie eines guten literarischen Schutzengels begleiten wird. Es wird eine fortlaufende hohe Kontrolle der literarischen Menschen und Zeiten sein, eine Kontrolle, der nichts entgeht, die alle Zusammenhänge aufzudecken, West und Ost zu einigen sucht, die bald mit anmutiger Unpersönlichkeit, bald sehr individuell und genau die Schweizerischen 'Barnassier' betupft, das Phlegma aus dem Moder reißt, aber den Hypermodernen und daher durchaus Unreifen, Unzeitigen am alten, geduldigen Gold unseres Gottfried Keller beschämt, eine Kontrolle, eine Korrespondenz, die aus dem Wissen der Vergangenheit und dem Drang der Gegenwart ins Kommende vorausschreibt, und, offen gesagt, eine Korrespondenz, die mitunter so nahe bei Apoll geschrieben wird wie irgend eine Ode oder Satire, ja, die oft mehr bedeutet als so einen naiven, blindlings das Heil suchenden Tobias, nämlich den führenden, augenöffnenden und sehensmachenden Raphael.

Heinrich Federer, Zürich.

Vom Volkslied.

An Liedern und Volksliedern ist in unserm Schweizerlande wahrhaftig kein Mangel. Die verdienstvolle „Schweiz-Gesellschaft für Volkskunde“ hat sie haufenweise beisammen und sammelt sie immer wieder, sagen wir, korbenweise wie die Haselnüsse. Sie tut gut daran, sich auch hiemit zu beeilen; denn noch viel schneller als unsere heimischen Dialekte, die denn doch im Munde von Hunderttausenden sind, verschwindet das alte, gar das ungeschriebene Volkslied. Es ist, soweit man's nicht noch zu buchen und festzuhalten vermochte, eben nur noch bei wenigen und „wer weiß wo?“

Man kann sich also freuen, daß die Volkskunde hier nicht müßig geht. Manche alte Melodie, die den Duft der heimatlichen Landschaft und die eingeborene Schweizerseele hat, wird so für Kind und Kindeskind bewahrt. Ich sage, manche gute Melodie. Nämlich, so hundert-, ja tausendfältig man sie „auf Lager“ und in Sicherheit gebracht hat, wenn man genauer zusieht und diese Volksweisen auf ihren wahren Wert prüft, d. h. ob sie würdig seien, von einem aufsteigenden Volke gesungen zu werden, so bleibt nicht allzuviel übrig. So gar vieles ist unecht, übersentimen-

tales Süßzeug oder gar zu groblacht, geräht oder überhaupt nur leerer Schall und Rauch. Das gilt in erster Linie von den Texten dieser Lieder, bei denen, zu einem übergroßen Teil, ihr Alter das Einzige sein dürfte, das erwähnenswert ist. Gleichwohl ist die volkskundliche Nachlese sehr anzuerkennen; denn hat man die Ernte, werden nach und nach berufene Augen (und Ohren) die Spreu schon vom Weizen zu sondern wissen. Das zeigt schon die so verdankenswerte Sammlung des „Röseligarte“; denn Sichter und Richter wie z. B. Otto v. Greyerz und Gottfried Bohnenblust lassen sich nicht täuschen. Das Gute aber, und ist's verhältnismäßig noch so wenig, ist das Mühen reichlich wert, hält es doch darnach durch alle Zeiten im Heimatlande freudenspendenden Umgang.

Nun steht aber die Welt und die Menschheit nicht still, und es ist nicht wahr, daß alles schon dagewesen ist. So vieles ist durchaus neu oder doch anders geworden. So habe ich z. B. schon wunderhübsche eigenfarbige Blumen, ja Rosen, gesehen, die einfach unsere Zeit also aufgehen ließ. Weder die Römer, noch die Perser bekamen sie zu sehen. Ihr Vater aber ist irgend ein feinsinniger Gärtner. So haben wir denn, abgesehen von dem Borne des Hochgesanges, auch Volkweisen, die wie jene Blumen mehr oder weniger neugekleidet und andersgesichtig sind als die Lieder der Urahnen. Die echten unter ihnen werden fortblühen und wohlgefallen mit den alten. Schöne Frauen kindlichen Sinnes werden sie wie das feindustige Blust an ihr Herz nehmen, während der reinigende Besen der Zeit das freche tausendfältige Unkraut in alle Winde verstäubt. Aber ich habe die neuen Lieder und Volkslieder nicht genugsam gehört, noch weiß ich alle jene, die auserwählt sind, aus der Lieder alten „Wundergarten“ ein Echo zu bekommen. Vielleicht sind ihrer ein Garten, vielleicht ein Beetlein, kann sein nur eine Handvoll. Wir wollen uns ihrer freuen, wo immer wir sie hören. Denn auch die Lieder, die in der Hütte



Sebastian Gsch, St. Gallen.

Fejock (1918).

umgehen, können so hochwohlgeboren sein wie eine seltene Rose, die auf ihren Blättern den Farbenschmelz und den Duft der Gewänder der Seligen hat. Und sind die Lieder neu und jung, so werden sie mit den alten jung bleiben, solange es im Volke singt.

Carl Seelig war so freundlich, mir seine Lieder, die Carl Meschbacher vertont hat, zu übersenden*). Ich will ihm hier für seine schöne Gabe bestens gedankt haben. Ob auch diesen Weisen im Wundergarten des Gesanges Heimatrecht zukommt oder nicht, mag nun jene feinfühligke Kinderseele des Volkes entscheiden, die sein bester Teil ist und die Sehergabe besitzt. Ich meinerseits glaube immerhin sagen zu dürfen, daß die Worte dieser Lieder von vornehmer Herzlichkeit sind. Meschbacher hat sie entsprechend einfach, etwas modernisiert, vertont. Am besten gefielen mir „Mein Herz ist eine Geige“, „Das Brünnelein“ und „Dämmerung“.

Meinrad Lienert, Zürich.

*) „Sechs Lieder und sechs schlichte Lieder“ von Carl Seelig, vertont von Carl Meschbacher. (Für Sopran oder Tenor mit Klavierbegleitung).